

Universalhistorische
B e m e r k u n g e n
über
Anfang und Ende
des
spanischen Successionskriegs.

Ludwigs des XIV. Glück und Uebermacht wird durch andere Memoiren in unserer Sammlung dargestellt werden. Die Denkwürdigkeiten von Torcy zeigen uns den großen Potentaten im tiefsten Zustande der Erniedrigung. An diesen Abgrund, aus welchem sein König durch nichts als den unerwartesten Wechsel auswärtiger Zeitumstände herausgehoben wurde, stellt der patriotische Staatssecretair seine Leser mit einem mal hin. Er schildert aber nur, was zunächst in seinem Gesichtsfeld gelegen hatte, und man sieht ihn selbst über die Menge von Unfällen, welche seinen Herrn, — fast möchte man sagen, sein Idol — betrafen, so bestürzt, daß ihn, außer der Staatsklugheit, schon sein Staunen allein über die Ursachen dieses Schicksals stumm zu machen scheint, und er, statt alles Pragmatisierens, immer nur auf Gott, gleichsam als das einzige, was er noch neben Sr Majestät zu nennen wagte, hinweist. Während wir andere an der Hand dieses sachkundigen Führers dem verworrenen Pfade mehrjähriger Friedensunterhandlungen nachgehen, und mitunter

die Bescheidenheit, welche ihm jede Abschweifung auf Ereignisse, deren Wichtigkeit er nicht, vermöge seines Postens, unmittelbar bestätigen und verbürgen konnte, als den Character treuer Memoiren bewundern müssen, können wir uns doch das Unbefriedigende eines einseitigen Gemäldes blosser Negotiationen unmöglich ableugnen. Weder Anfang noch Ende, noch irgend eine Modification von ihnen wird erklärbar, wenn uns nicht das Ganze der Begebenheiten in einem Ueberblick gegenwärtig ist. Und jene teleologische Appellation an den Unerforschlichen? Eine so allgemeine Lösung aller menschlichen Räthsel ist zu allgemein, um im Einzelnen für irgend jemand befriedigend zu scheinen. Verzeiht man es gleich dem tief gerührten Torcy, daß aus der Atmosphäre, in welcher die Frömmste aller Maitreffen herrschte, auch sogar in seine, sonst sehr gereinigte, Urtheilskraft sich ein gewisser Krankheitsstoff eindringen konnte; so wird doch sicher kein denkender Geschichtsforscher Lust haben, dem gutmüthigen Erzähler zu gefallen, sich mit dieser Art von Augenkrankheit vacciniren zu lassen.

Woher also der Anlaß des ganzen Unternehmens, welches am Ende den stolzeſten der Könige zur bitterſten Selbſtverläugnung zwang? Und aus was für mächtigen Ursachen konnte jenes warnende Beyspiel, jener Umschwung der Dinge entstehen, der das Rad der Fortuna beynahe über das Haupt des vorzugsweise so genannten „großen Monarchen“ wegführte,

föhrete, nachdem derselbe seit vierzig Jahren die alte Regel von der Unstärkigkeit des Glücks zu zernichten schien?

Bis auf den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts muß der universalhistorische Forscher seinen Blick zurück wenden, wenn die mächtigsten Staatsunternehmungen, welche die größeren Reiche von Europa von Grund aus bewegten und noch jetzt bewegen, pragmatisch erklärt werden sollen. Das fünfzehnte Seculum sah jedes von ihnen erst noch fast ganz isolirt, wenigstens ohne alle systematische Rücksicht auf die Gesammtheit der übrigen. Die Regentenmacht hatte im Innern mit gewaltigen Vassallen zu kämpfen. Und mußte eines der größeren Länder zugleich von außen etwas fürchten; so war doch auch der gewaltsamste Kampf dieser Art, — selbst die lange Fehde, ob Frankreich von England oder dieser Staat von jenem abhängig werden solle, — nur eine Sache zwischen Nachbar und Nachbar, deren Einfluß in das ganze Aggregat der europäischen Staaten in tiefe Ueberlegung zu ziehen, die Cabinetter anderer Fürsten noch nicht sich angewöhnt hatten. Jene unaufhörliche Berechnung der Staatskräfte gegeneinander, welche man jetzt als das große Kunststück der Politik wenigstens anzugeben pflegt, konnte eher nicht einmal zur Aufgabe gemacht werden, als bis der Lauf der Dinge einige sehr heterogene und sehr thätige Nationen miteinander in unmittelbares Ver-

sehr gesetzt, bis — (denn, so gab es die Wirklichkeit) — der Spanier sich um Ungarn und Böhmen eben so sehr, als um die Niederlande, um Italien, sogar um Indien zu kümmern veranlaßt war.

Die Heurat eines für die Nachwelt sonst ganz verschwundenen Deutschen, Philipps, des einzigen Sohns von Kaiser Max dem I., mit Johanna, der Erbtöchter von Ferdinand (V.) und dessen für die Geschichte gleich merkwürdigen Gemahlin, Isabella von Castilien, enthielt seit 1496 den Keim dieser Umgestaltung von Europa. Mit allen Künsten der Despotie hatte das spanische Paar so eben erst aus einer sonderbaren Zerstücklung unmächtiger Gebiete den Staat von Spanien selbst zusammengesetzt und denselben durch den Besitz von Neapel an Italien gleichsam angeklammert. Durch ein einziges Genie war dem kaum entstandenen spanischen Königreich eine neue Welt angeboten worden. Und nun vereinte sich in des frühverstorbenen Philipps Sohn dieses neugeschaffene Erbtheil mit dem ganzen damaligen Landeserwerb des habsburgischen Hauses, an welchen kurz zuvor der glückliche Großvater, auch durch Vermählung mit einer reichen Erbtöchter, die Burgundischen Besitzungen angereicht hatte. So ward Carl (V.) der Beherrscher, in dessen Gebiet die Sonne nicht unterging! So ward — was weit wichtiger ist — jener erste Völkerverein, welcher allmäh-

allmählig jede der europäischen Nationen in ein wechselseitiges Staatsverhältniß mit allen andern hinein-
zog und für den umfassendern Kopf außerhalb der
Grenzen seines Geburtslandes einen Wirkungskreis,
eine allgemeine Heimat, schuf.

Durch Carl'n, welcher seinem Spanien durch
die Erziehung, seinem Deutschland durch die be-
kannte Freuergebenheit Oestreichs gegen seine Erbs-
fürsten und durch den Glanz der Kaiserwürde,
seinen zwischen Spanien und Deutschland nach
Sitten und Klima in der Mitte liegenden Niede-
rlanden durch Gleichheit des Characters, und seinem
Italien als dem Schauplatz seiner glücklichsten Un-
ternehmungen angehörte, wurde zunächst der Spa-
nier fast in dem ganzen damals cultivirten Europa
einheimisch. Wochte er von Norden oder von Sü-
den kommen, schon Burgund und Flandern, schon
Neapel und Mittelitalien nahm ihn als Unterthanen
des nämlichen Gebieters auf. Und zog er dann am
Rhein und an der Donau hin, so war er nicht nur,
bis an die Grenzen der Ungläubigen hinab, überall
auf eben diese Art zu Hause, sondern er stand auch
als der hochherzige gebildete Mann an dem von mäch-
tigen Fürsten umgebenen Throne seines Carls mit
Auszeichnung. Von ihm nahm nun wieder der Deut-
sche, der Niederländer, selbst der viel gewandtere Ita-
liener ein Muster, zum wenigsten den Antrieb und
die Möglichkeit, unter Kaiser Carls des V. Schu;

in den genannten Ländern sich zu versuchen, der untergehenden Sonne, wenn er wollte, bis in die unerschöpflichen Goldländer zu folgen, und einst Kindern und Enkeln über Erfahrungen zwey Welttheile aus eigener Ansicht zu überliefern.

Nun war die Epoche gekommen, daß der Staatsmann sich, nicht mehr bloß um die Zeit zu kürzen, gleich fremden Abentheuern, die Geschichte anderer Reiche erzählen ließ. Fast unüberschbare Grenzen setzten die spanische Monarchie überall mit andern Nachbarn in Berührung. Und diesen durfte es nicht länger gleichgültig bleiben, wie dieser Colosß gegen sie drückte, und wie sich aus den übrigen eben so sehr gefährdeten Staaten eine nicht unmächtige Widerlage bilden lasse.

Frankreich bedurfte und vermochte es vor allen andern Staaten Europa's, die gemeinschaftliche Bildung eines Systems auswärtiger Verhältnisse zu versuchen. Es bedurfte dies! Denn kaum hatte sein eilfter Ludwig durch Beschränkung der mächtigsten Vasallen im Innern von Frankreich ein leidliches Ganzes hervorgebracht; kaum hatte Ludwig der XII. jenen Weg, auf welchem Oestreich und Frankreich indeß oft so hart zusammenstießen, mit Glück zu betreten und gegen Italien die Grenzen seines Vaterlands zu überschreiten angefangen, als das Schicksal den Riesen des spanisch-österreichischen Kaiser-

Kaisertums ihm entgegenstellte. Frankreich vermochte aber auch vor allen andern sich gegen diese Uebermacht anzustämmen. Für sich selbst war es jetzt eben auf dem Punct von Thätigkeit angelangt, auf welchem große Staaten nicht länger ohne Einwirkung auf ihre ganze Nachbarschaft bleiben. In seiner weit ausgedehnten und doch concentrirten Ländermasse lagen in großer Fülle alle die Kräfte von Volksmenge, Tapferkeit, Ruhmsucht, Erfindungskraft und jene der Französischen Nation eigenthümliche Vielfältigung des Einzelnen durch unermüdete Gewandtheit. Seit diese Plethora sich nicht mehr so leicht in Fehden der Vasallen mit dem König ergießen konnte, hatte sich der wilde Strom eine Ableitung über die Alpen geöffnet. In diesem Augenblick aber ward Frankreich von einer und eben derselben Macht an allen seinen Grenzen, wenn wir so sagen dürfen, mit gigantischen Armen umklammert, so daß es sich nirgends hin seinem Ausdehnungstrieb überlassen konnte, ohne sogleich mit dem mächtigsten Monarchen, den seit Carl dem Großen das Abendland gesehen hatte, in vielfache Collision zu kommen.

Der Kampf der Macht würde — wie Pavia das Beispiel sah — äußerst ungleich gewesen seyn, wenn nicht die Politik den Knoten auf lange hin gelöst hätte. Als Carl selbstständig? oder nach Selbstgenuß begierig? genug war, um eines Klosters Stills

le der Größe seiner Weltmonarchie vorzusehen, hatte die Erfahrung Deutschlands Fürsten, nicht ohne Licht und Rath von Frankreich erhalten zu haben, bereits so vorsichtig gemacht, daß sie die allzu große Ehre, den Herren von Spanien und Indien auch die Adlersfittige über sich ausbreiten zu lassen, zu guter Zeit von sich ablenkten. Carls Bruder war ihnen längst zum teutschen König erwünscht gewesen, weil die spanische Macht sich damals nicht auf seinem Haupte mit der teutschen vereinigen konnte.

Aber einmal war doch das Beispiel einer solchen Uebermacht da gewesen. Einmal waren die österreichisch-spanische Monarchie und Frankreich gegen einander in die Schranken getreten. Die Eifersucht der Herrscherfamilien und der beyderseitigen Magnaten, welche die Nationen als Zugabe zu betrachten, und als Werkzeug zu benutzen wissen, war gereizt. Für dreyhundert Jahre war es entschieden; das erste und blutigste Problem in der Gesamtheit der Geschichte Europa's sollte dieses seyn: welche von jenen beyden Hauptmächten des Continents die andere auf die tiefere Stufe einer Mittelmacht herabsetzen könne? Und wer sieht nicht, daß noch jetzt, obgleich in beyden Mächten nicht mehr gleiche Regierungsformen sich entgegen kämpfen, diese nämliche Frage, nur unter neuen Verwicklungen, fort-

fortdauert? Schwankend hangen noch die großen Waagschalen. Ob die republikanischen Verwaltungsformen im Innern und die unter der Gestalt von Verbrüderungen versuchte Verkettung der schwächern Nachbarn in die eine Schale wirklich neue Gewichte eingelegt haben, ist sehr ungewiß. Aber sicher wird die Weltgeschichte, wer weiß, nach wie vielen Decennien oder Säklen? — fast alles Blutvergießen Europa's in das Resultat zusammenziehen: Ob Oesterreichs oder Frankreichs Regierung ihren Scepter weit über das westliche Europa hin ausstrecken dürfe.

Blos nach den gewöhnlichen Folgen der Verwandtschaft zwischen den Großen betrachtet, hätten Oesterreich und Spanien nach der Theilung in eine teutsche und spanische Linie (1556.) bald von einander so weit getrennt seyn können, als irgend eine der übrigen Familien, welche sich in die Oberherrschaft über Europa getheilt haben. Carls Sohn konnte es dem Oheim Ferdinand und dessen Stamm gewiß nicht Dank wissen, daß durch ihre Dazwischenkunft Er und seine Nachkommenschaft um die Hälfte unmächtiger war, als Carl selbst. Eifersucht und Entfremdung würden zwischen beyden Linien die Folge gewesen seyn. Aber Carls Geist und vieljährige Regierung hatte bereits den Nationen selbst eine gewisse Verwandtschaft eingefloßt

und

und den spanischen Sitten eine solche Uebermacht eingeräumt, daß noch lange nach ihm der Spanier in Deutschland sein Vaterland gleichsam in einer Copie wieder finden konnte. Die Gemüthsart des Deutschen und des Spaniers würde überhaupt immer, wenn die äußere Lage Veranlassung gäbe, leicht in einander fließen, so wenig sich eine oder die andere je mit der französischen vermischen kann. Ebenso stark wirkte der gemeinschaftliche Gegner. Je mächtiger die Schiedswand war, welche Frankreich zwischen den beyden Hälften der Hinterlassenschaft Carls bildete, desto weniger geriethen diese selbst gegeneinander in Streit. Je mehr Frankreich bald die eine bald die andere Seite drängte, desto näher blieben sich Madrid und Wien; weit näher als der Geographe anzugeben hat. Auch den Prinzessinnen von Oesterreich waren daher die Pyrenäen offener und minder gefährlich als denen, welche Frankreich mehr ausdrang als erbitten ließ; und wechselseitig fanden sich an dem Kaiserhof der deutschen Linie die Töchter der spanischen mehr einheimisch als irgendwo. Stimmen aber erst Nationalcharakter und Politik für Vereinigung, so knüpft sich alsdann auch zwischen Höfen und Reichen durch das sonst unwirksame Band der Vermählung der Knoten immer fester und fester.

War gleich Frankreichs innerer Zustand Ursache, daß in einem ganzen Jahrhundert der Schimpf, den man unter Franz dem I. von Carls vereinter

Macht

Macht erlitten hatte, den getheilten Hälften nie mit Uebermacht vergelten konnte, so waren die Neckereyen wechselseitiger, mit halber Macht, aber vollem Haß geführter Kriege zwischen Frankreich und seinem westlichen Nachbar desto ununterbrochener; und die Erbitterung pflegt durch langen, nie befriedigenden Zwist auch zwischen Staaten, wie zwischen Privatpersonen, höher zu steigen, als durch die ernsthafteste Befriedigung der Rache, wenn sie schnell und unwiderstehlich genommen wird. Man wußte wohl, wie gerne Frankreich sowohl als Spanien gegen seinen Rivalen mehr Ernst gezeigt hätte. Heinrichs des IV. Wille war es nicht, daß der Plan seines Lebens, auf Demüthigung beyder Linien berechnet, nach ihm aufgeschoben wurde. Auch nahm Richelieu diesen Faden auf, so bald er nur konnte, und vererbte auf Mazarin nichts so sehr, als jenen Antagonismus, welcher die räthselhafte Nothwendigkeit erzeugte, daß eine Tochter der spanischen Linie, als Regentin von Frankreich, zur Beschränkung ihrer teutschen Verwandtschaft am meisten wirken oder wirken lassen mußte.

Mit einem mal ändert sich die Scene. Was bis dahin die Politik seit mehr als hundert Jahren in Widerstreit und sogar in wechselseitigen Haß versetzt hatte, fügte das Schicksal mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in die Bande der

Verz

Verwandschaft und in die noch engere des Bedürfnisses zusammen. Nicht der Staatsklugheit nämlich, sondern dem unübersehbaren Zusammenfluß der Umstände war es zuzuschreiben, daß Spanien, da auf ihrem Throne die Nachkommenschaft des Kayser Karls verlosch, aus Frankreich sich ihren König holten. Politische Rechenkunst war es wohl, daß Mazarin seinen Ludwig den Pyrenäischen Frieden durch Vermählung mit der älteren Prinzessin Philips des IV. bestätigen ließ, indem die jüngere, als Gemahlin des Kaisers Leopold, in der alten Stammverwandschaft blieb. Welcher politische Scharfblick aber hätte 1660. voraussehen können, daß nach 40 Jahren Carl der II. den spanischen Thron ohne Erben lassen würde? Ohne Bedenken hatte deswegen auch Ludwig der XIV. mit seiner Gemahlin auf die Nachfolge in Spanien mit größter Feierlichkeit Verzicht geleistet. Und selbst, da der unbestimmbare Fall der Erblosigkeit sich näherte, war noch immer der wirkliche Erfolg, daß der größte Theil von Spanien sich mit wahrer Willigkeit einem Prinzen des rivalisierenden Frankreichs in die Arme warfen das Unwahrscheinlichste von allem, was man für möglich hielt.

Nach dem gewöhnlichen Erbfolgerecht hatte unstreitig das schöne Erbtheil, welches Philipp (1496) erheurathet und mit der eben so wichtigen

Ver-

Verlassenschaft seines Vaters (Maximilians des I.) in den Händen seines ältesten Sohns, Kaiser Karls des V. vereinigt hatte, jetzt wieder in der Hauptperson der übriggebliebenen Linie zusammenkommen sollen. Zwey Linien waren dadurch entstanden, daß Philipps zweyter Sohn (K. Ferdinand I.) den größten Theil der teutschen Erbstaaten erhielt, welche auf ihn als Besiz des Großvaters übergiengen, während nach Karls V. Thronabbandung dess'n Sohn, Philipp der II. von Spanien, von Maximilians teutschen Besizungen nur die Niederlande, außer diesen aber die reiche Erbschaft, welche Karls und Ferdinands Mutter, Johanna von Spanien, zur Familie gebracht hatte, zu beherrschen bekam. Jetzt, mit dem Schluß des sechzehnten Jahrhunderts, war die Erwartung, daß Philipps des II. oder Karls V. Linie verlösche, das nächste. Wer anders hätte also in den Besiz, welcher von Karls und Ferdinands gemeinschaftlichen Eltern (Philipp von Oestreich und Johanna von Spanien) herkam, eintreten sollen, als die von deren zweytem Sohne übrige, auf dem Kaiserthron und in den teutschen Erbstaaten blühende Linie? So mußte man urtheilen, ohne einen Blick darauf zu werfen, daß die neuesten Sproßlinge des österreichischen Hauses, Joseph und Carl, die Söhne K. Leopolds, zugleich Söhne der einzigen Schwester des letzten spanischen Königs waren, deren Mut-

ter nicht, wie die Gemahlin Ludwigs des XIV., auf die Thronfolge in Spanien renunziert hatte. Die Zeit hatte die Vereinigung beyder Linien wieder herbeygeführt. Der Lauf des Erbsolgerechtshätte für den K. Leopold selbst alle die Besitzthümer der gemeinschaftlichen Stammeltern beyder Linien concentriren sollen. Sobald Carl der II. in Spanien erblos starb, war es eben so viel, als ob Philipp und Johanna von Spanien nie durch Carl den V. eine Descendenz gehabt hätten. Und wer kann bezweifeln, daß alsdann Ferdinand der I. oder, was eben so viel sagt, die noch unerloschne österreichisch spanische Linie, als die einzige, auch allein in die ganze Erbschaft von Philipp und Johanna, ohne Widerrede eingetreten wären? Welche Erbverbrüderung könnte mehr, als die der beyder Brüder, Carls des V und Ferdinands des I. durch die Natur selbst gestiftet seyn? Ob ihre Nachkommenschaft auf beyden Seiten länger oder kürzer sich fortpflanzte; ob sie in der Zwischenzeit sich immer oder nie durch neue Vermählungen aneinander angeschlossen; beydes hätte von rechtswegen nichts darinn ändern dürfen, daß, wäre die teutsche oder ferdinandische Linie ausgestorben, die von Carl dem V. und Philipp II. übrige die Alleinbesitzerin der ganzen Hinterlassenschaft ihrer Stammeltern geworden wäre. Und aus gleichem Grunde hätte also, da in dem wirklich eingetretenen Fall die Linie des Erstgebohrnen von Philipp und

und Johanna erlosch, die Stammlinie des Zweiten Sohns (Ferdinands des I.) ohne Rücksicht auf Daseyn oder Mangel neuerer Vande den Alleinbesitz alles dessen, was R. Carl der V. geerbt hatte, unmittelbar anzutreten das Recht gehabt.

Aber auch in diesen großen Processen sitzt oft die Convenienz auf dem Platze des Richters. Zwey Jahrhunderte früher, da Maximilians des I. Sohn sich mit Johanna von Spanien vermählt hatte, fiel niemanden ein Widerspruch bey, warum sie nicht als Erbtochter alle spanischen Besitztümer auf ihren Erstgebohren (Carl den V.) hinübertragen könnte. Um zweihundert Jahre später war es den Spaniern ein äußerst befremdendes Postulat, daß sie durch eben diese Johanna schon vorlängst auf die Nachkommen ihres zweiten Sohnes (Ferdinands des I.) vererbt seyn sollten; im Fall, daß nächstens der letzte kinderlose Abkömmling des Erstgebohrnen von Johanna den Scepter der spanischen Macht an der Gruft niederlegen müßte. In den Spaniern am Ende des siebzehnten Jahrhunderts regte sich die so tief schummernde Ahnung der Nationen, daß sie, wenn gleich bloße Heerden von Menschenthieren doch eben nicht wie andere Heerden, unbefragt vererbt, vertauscht oder verkauft werden sollten, und daß das so oft genannte Recht der Thronfolge, eigentlicher zu sprechen, sich in eine Pflicht zu regieren und in ein Recht, erworbene Güter der Voreltern zu

beerben theile, so daß zu Ausübung der letztern die Erweislichkeit des physikalischen Bandes unstreitig genug sey, vor Uebernehmung jener Pflicht hingegen — — Doch, die Spanier selbst entwickelten sich nicht weiter, was ihr Wahrheitsinn fühlte. Nur waren sie, mochten diese ihre Ahnungen noch so dunkel seyn, entschlossen, daß über sie selbst lieber die Wahl ihres noch lebenden Königs und seiner Großen, als eine vor zwey Jahrhunderten geschlossene Heurat das Beste oder das Mögliche verfügen möchte.

Diesen unentwickelten Willensgründen der spanischen Nation gab die Entwicklung eines andern politischen Grundsatzes das Uebergewicht. Zwey Jahrhunderte früher, da mit Einem Heuratsknoten die größere Hälfte der cultivirten Welt (die uncultivirte neue nicht einmal zu rechnen) Erbtheil eines einzigen Mannes wurde, war man noch gutmütig genug, über eine solche Fügung bloß zu erstaunen. Um zweihundert Jahre später gieng die Dreistigkeit der europäischen Staaten, welche bis dahin sich mündig gemacht hatten, so weit, mit lauter Stimme zu erklären, daß eine solche Fügung sich nicht wieder fügen dürfe! Kurz; der kräftige Wunsch der Spanier, nicht als bloßes Erbschaftsstück behandelt zu werden, sondern in die Bestimmung einer neuen Regenten-Familie selbst Einfluß zu haben, und

und jene durch Noth und Eigennutz gestiftete Einheit der europäischen Staaten, vermöge welcher sie alle freundschaftlichst zu verhindern entschlossen sind, daß nicht etwa Einer von ihnen die übrigen der Reihe nach zu verschlingen die Macht erhalte, trafen diesmal in Einem Zweck zusammen, und der Gedanke, den Besiz der Carl-Philippischen Linie als längst entschiedenes Erbe für den Ferdinandischen Hauptast zu betrachten, durfte sich, trotz seiner Rechtlichkeit, kaum hören lassen.

Nur eine so seltene Abweichung von dem durch Herkommen und Altertum bestimmten Gesichtspunkt führte die Möglichkeit herbey, daß der entschiedenste Gegner des Spanien erblich hinterlassenden Hauses statt der nächsten, natürlichen Erblinie einen Anspruch, um selbst in die Erbschaft einzutreten, erhalten konnte.

Jetzt, da ausser dem Stammhalter der Ferdinandischen oder spanischdeutschen Linie, dem Kaiser Leopold, niemand den eigentlichen Rechtsgrund, vermöge dessen das Erbe des letzten Abkömmlings der andern Linie geradezu auf ihn selbst hätte übergehen sollen, respectieren wollte; jetzt da Carl der II. und die Großen von Spanien selbst über die Nachfolge zu disponieren entschlossen waren und in Wahrheit niemand dreist genug war, dies ihr eigenes Wollen über sich wegen einer vor zwey Jahrhunderten

ten entstandenen Ehepaars (wie man dem Rechte nach wohl hätte thun mögen) für überflüssige Mühe zu erklären; jetzt erst wurden Rücksichten der Billigkeit auf die allerneuesten Vermählungen der beiden Schwestern des erblosen Carls dazwischen eingemischt. Wählen wollte man in Spanien. Verwarf man den bisher ausgeführten Hauptgrund für die Nachfolge der Ferdinandischen Linie, so konnte ihr offenbar der Nebengrund, daß diese Linie unmittelbare Nachkommen von der Schwester Carls des II. lebend habe, einen viel weniger entscheidenden Anspruch geben. Dennoch wollte man nun einmal in Spanien die eigene Wahl mit den alten Verhältnissen gegen die Ferdinandische Linie in Verbindung setzen, und die übrigen Stimmhabenden, Höfe in Europa hielten dies für nicht mehr als billig. Für die Gefälligkeit dieser Uebereinstimmung aber setzten die letztere wieder voraus, daß jene Rücksichten der wählenden Spanier sich mit dem inzwischen anerkannten Grundsatz der Politik: daß man keinen für alle andere furchtbaren Riesenstaat, keine neue spanischteutsche Weltmonarchie, nach dem verjährten Vorbilde K. Carls des V., entstehen lassen dürfe! in Harmonie setzen würden. So mischten sich über eine an sich sehr einfache Sache Willkühr, Billigkeit und Klugheit sonderbar genug durcheinander und es bedurfte nur noch eines Wurfs aus der Hand des Zufalls, um — wie dies der Erfolg

war

war — von allem, was man im Sinn gehabt hatte, das gerade Gegentheil zur Wirklichkeit zu bringen. Auch dieser geschah.

Um den politischen Grundsatz vom Gleichgewicht der europäischen Staaten am allerwenigsten zu verletzen und doch die Descendenz der Schwester Karls des II. in der Ferdinandischen Linie zu bedenken, wählte der spanische Hof einen Enkel jener Prinzessin, den Prinzen Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Bayern zum Voraus zur Thronfolge, und fand in dieser Wahl die Politik der übrigen Höfe befriedigt. Aber das, was man Zufall zu nennen pflegt, durchschrie die ganze Berechnung. „An einer Krankheit, die ihn sonst oft ohne Gefahr befallen hatte“, starb der fünfjährige Erbe Spaniens *) nach vor dem erbenlosen Carl und die in einem bayerischen Manifeste gemachte und von einem mit der skandalösen Staatschronik jener Zeiten sehr bekannten Minister: Historiographen **) her-
ausgehobene Anmerkung: daß „der Glückstern des Oesterreichischen Hauses, welcher allen Gegnern seiner Hoheit Unglück bringe, diesen Prinzen weg-

b 4 ge

*) Joseph Ferdinand. 1699.

**) Vicount Bolingbroke in Lettre II. sur la Politique de l'Europe au commencement du Siecle de Louis XIV. p. 78. des Nouveau Volume du Siecle de Louis XIV. à Sieclopolis. 1753. 8.

gerafft habe", vermochte an dem, was geschehen war, nichts zu ändern. Doch blieb der Schritt, durch welchen man die Rücksicht auf Carls des II. Schwestern dem alten Ferdinandischen Erbrechtsanspruch vorzuziehen gewagt hatte, auf andern Seiten nicht ohne Folgen.

Einmal war nun auf die Eine Schwester Carls des II. in der Wahl geachtet worden, weil in ihrem bayerischen Enkel die Politik der übrigen Höfe am meisten geschont war. Da der Tod dieses Mittel zerstört hatte, so blieben auf der Einen Seite K. Leopolds Söhne, als unmittelbare Abkömmlinge eben dieser Schwester, und Leopold selbst schwieg, in der Hoffnung, durch Einen derselben seine Ansprüche auf Spanien mit gutem Willen des Königs und der Großen realisirt zu sehen, von dem hauptsächlichsten Erbrechtsgrund der Ferdinandischen Linie, vermöge dessen niemand, als Er selbst, der spanischen Linie unmittelbarer Erbnachfolger gewesen wäre. Warum sollte aber jetzt, wenn das erstemal die Wahl Spaniens selbst entschieden hatte, nicht auch beym zweyten Wählen von den Nachkommen der andern, sogar ältern Schwester des durch seine Kinderlosigkeit so berühmten und geplagten Carls die Rede werden? Von dieser, der Gemahlin Ludwigs des XIV., hatte Frankreich einen Sohn, den erst 1711. verstorbenen Dauphin und durch

dens

denselben mehrere Enkel. Wurde Einer der letzten zur Nachfolge in Spanien gewählt, so schien die Vereinigung der spanischen Reiche mit einem auswärtigen Staate, jenes Schreckbild für die Spanier, ein subalternes Gebiet zu werden, nach Wunsch weit genug entfernt. Eben so sehr war in der That die Besorgniß der andern Staaten gegen Vereinigung einer allzu großen Macht auf Einem Haupte geschont. Denn wollten diese ihrem Staatsgrundsatz getreu bleiben, so mußte die Wahrscheinlichkeit, daß der zweite Enkel Ludwigs des XIV. viel weniger auf Frankreichs Thron, als einer der zwey Söhne Leopolds auf dessen teutsche Staaten, Aussicht habe, sie zur Verstimmlung geneigter machen, wenn die Spanier den ersteren lieber als Einen der Erzherzoge wählten. Das entscheidendste war, daß das spanische Conseil, wenn es aus dem benachbarten Reich des gefürchtetsten Monarchen den Enkel der einen Schwester seines Königs zu dessen Thronfolge rief, der Schutz für diese Wahl so nahe und so mächtig als möglich schien. Kein Sohn der andern auf den fernen Kaiserthron erhobenen Schwester konnte seiner Wahl eine unmittelbare Unterstützung versprechen. Und selbst, wenn die Seemächte ihn nach Spanien bringen und das möglichste für ihn thun wollten, so mußte, nach der besten politischen Vorhersehungskraft, das Ende des Kampfes zwischen der Descendenz beider

Schwester eine Theilung dessen seyn, worüber gestritten wurde. Nichts aber war den Spaniern unerträglicher zu denken, als daß ihr Reich, durch eine Theilung zerstückt, eine Macht von minderm Range und gewissermaßen der Anhängsel einer andern Monarchie werden sollte. — Der Erbthrongrund für die Ferdinandische Linie war von allen Theilen so gut wie verlassen. Ein Wählen nach Billigkeit war an die Stelle getreten. Daraus wurde ein Wählen nach Convenienz; und diese Stufenfolge war es, was die Eine Hälfte der spanisch österreichischen Monarchie der zweyhundertjährigen Feindin von Frankreich, so schnell als nur irgend das Rad der Glücksgöttin sich drehen kann, vermittelst des unscheinbaren Bandes einer wenig geachteten Vermählung an einen Prinzen von Frankreich, einen Enkel des Großmonarchen, brachte, welcher bis dahin in jedem seiner Kriege nicht nur Spanien mit Uebermacht bekämpfte, sondern auch bey jeder Gelegenheit verkleinert hatte. So bald man sich in Spanien, nach Convenienz zu wählen, befugt dachte; — und dies mußte, da von allen Seiten der eigenliche Rechtsgrund immer zurückgesetzt und nach Willkühr modificiert worden war, allmählich die Ueberzeugung fast aller Interessenten werden! — so setzte man sich sehr leicht darüber weg, daß einst die an Frankreich vermählte Schwester Karls des II. auf alle spanische Erbfolge

Ber-

Verzicht gethan hatte. Ihr Enkel sollte auch nicht durch ein Erbrecht Nachfolger des Oheims werden. Das berühmte Testament Carls des II. ruhte auf den angegebenen Berechnungen des politisch schicklichen; und die scharfsichtigsten Staatskünstler haben der Klugheit dieser Berechnungen eben so volle Lobspürche gemacht, als das natürliche Völkerrecht eben derselben Rechte, insofern sie ein unveräußerliches Recht der Nationen, nicht blindlings als Erbschaftsstücke sich behandeln zu lassen, einigermaßen ausübte, einen Dank schuldig wäre.

Dies sonderbare Balancieren der Umstände war es, was Ludwigs des XIV. Enkel, da der Tod des Testators (1700.) den Moment zur Vollziehung des Testaments schnell herbeiführte, zum Throne von Spanien einporhol. Auf den Großvater war für die Ausführung und Befestigung des ihm bestimmten Glücks soviel gerechnet worden. Aber ein neues Spiel der Umstände gab dem zuversichtlichsten Hoffnungen einen Gegenstoß. Beinahe wäre Philipp der V. gerade dadurch, daß er Enkel Ludwigs des XIV. war, der ganzen Gunst seines Geschicks verlustig geworden. Auch diese Wendung der Begebenheiten haben wir aus einem universalhistorischen Standpunkt zu betrachten.

In dem Augenblick, welcher eigentlich entschieden zu haben schien, daß es künftig gegen Frankreich keine
Py.

Perennien mehr gebe, war dieser Staat auf einen
 Weg geleitet, auf welchem es beynabe soweit kam,
 daß er selbst keine Barrieren mehr hatte. Der größte
 Gewinn so vieler übermüthig geführter, glücklich
 geendigter Kriege schien dieser zu seyn, daß es nie-
 mand wagen dürfe, dem Monarchen Frankreichs
 Etwede zu thun, wenn er jetzt die im Frieden erreich-
 te wichtigste Acquisition einer gleich ausgedehnten
 Monarchie dem zweiten seiner Enkel anzunehmen er-
 laubte. Denn zur Besitznehmung schien mehr nicht
 nöthig zu seyn, als daß Ludwig, indem ihm die
 Spanischen Großen ihr Reich zu Füßen legten, in
 sein Conseil gieng und zur Acceptation die Erlaubniß
 erteilte. Es war, was man in andern Ständen
 den „Segen Gottes“ zu nennen pflegt, daß der so
 eben zum Spanischen König umgeschaffene Herzog
 von Anjou, zwischen seinen beyden Brüdern ste-
 hend, dem älteren als künftigen Monarchen von
 Frankreich die Hände drücken und, mit einem gut-
 mütigen Blick auf den jüngern, fragen konnte:
 Was aber soll nun aus dem armen Berry werden? —
 Dreyzehn Jahre des unglücklichsten Kriegswechsels
 sollten erst entscheiden, was aus Ihm selbst werden
 sollte; und in der Hälfte dieser Zeit war nichts wahr-
 scheinlicher, als daß sein Großvater und Frankreich
 mit den bittersten Aufopferungen, statt der Herr-
 schaft über Spanien und Westindien, kaum die Krone
 von Neapel auf seinem Haupte zu erhalten vermöchten.

So viel lag daran, daß Ludwig der XIV. die allgemeine Meinung wider sich hatte!

In dem Augenblick, da er das Testament Carls des II. für seinen Enkel acceptirte, war niemand so gefürchtet, wie er; die Erbitterung allein war größer, als diese Furcht. In einer Reihe von Kriegen hatte er seine Nachbarn gezwungen, daß sie sich auch im Frieden beynahe alles von ihm gefallen lassen mußten. Und nicht genug, daß er die Macht gezeigt hatte, nach Willkühr gegen sie zu verfahren. Mit Trotz und Hohn ließ er sie fühlen, daß er sein Spiel mit ihnen zu treiben Lust habe. Glaubte man ihn durch Friedensartikel gebunden, so ward er nach Gindünken davon der Ausleger. Meinte man ihn durch Abtretungen befriedigt zu haben, so fand er in diesen selbst nur neue Ansprüche, um alles, was ihm beliebte, mit seinen Besitzümern, wie er sich ausdrückte, zu „reunieren.“ Denn an geschmeidigen Formeln für Staatsstreiche dieser Art fehlte es eben so wenig, als an gewandten Negotiationen, um durch Trennung der Gegner sich im äußersten Fall die unentbehrlichsten Erholungspuncte auszumitteln. Friedlichere Zwecke hatten ohnehin Ludwigs des XIV. frühere Friedensschlüsse nie.

Wohlan denn, aber — möchte die Politik sagen — der Monarch erlaubte sich, was er vermochte.
Schlimm

Schlimm für seine Gegner, daß er ihnen jedesmal das Vermögen, sich noch mehr zu erlauben, abzugewinnen wußte. — Aber auch an Ludwig den XIV. kam die Reihe, den Erfahrungsbeweis zu vermehren, daß die glücklichste Politik, wenn sie von Recht und Billigkeit abführt, an den Abgrund unglücklicher Wiedervergeltung hinleite. Auch gegen den mächtigsten Monarchen macht sich, wie gegen den Privatmann, die Wahrheit geltend: daß, wer sich alles, was er vermag, erlaubt, am Ende nichts so sehr als eben dieses sein Vermögen aufgezehrt fühle. Dies brach im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts als natürliche Strafe der despotischen Uebermacht aus, welche Frankreichs Regenten, — Richelieu, Mazarin und Ludwig der XIV. selbst — seit fast hundert Jahren gegen das Inn- und Ausland erzwungen und erkünstelt hatten.

Die bewunderte Größe jener für den Menschenfreund mehr berücksichtigten als berühmten MinisterRegenten Frankreichs ruhte auf dem Entschlusse, sich selbst alles zu erlauben, was irgend dahin führen könne, daß in Frankreich Einer, und in Europa Frankreich alles vermöge. Nie wird die Geschichte an Richelieu die Größe seiner Talente und seiner Geschäftsfenntnisse oder an Mazarin die Leichtigkeit verkennen, mit welcher er alle Mittel, die ihm sein Platz anbot, mit

mit Schlaueit oder Gewalt zu benutzen verstand. Aber, ohne doch bewunderungswürdig zu seyn, vermag man wohl im Besiz all der Kräfte, welche einem Machthaber über ganz Frankreich zu Gebote stehen, auf eine Zeitlang Wunder der Staatskunst zu schaffen, wenn man kein Mittel sich zu verbieten entschlossen ist, und Verstand genug hat, um Projecte zu schaffen und zu prüfen, und eine nicht zu kleine Summe von Mitteln planmäßig zur Ausführung zu bringen. Je verständiger ein solcher Gebieter Mittel zu wählen weiß, welche vermöge ihrer Natur dauerhafte Kräfte in dem Staate wecken müssen, desto länger wird die Maschine der Allgewalt, die er zusammenfügt, sich selbst restaurieren. Becket zum Beispiel der Gebieter die besten Köpfe seines Landes, weil er voraussieht, daß der in allen Fächern geübte Verstand ihm ein weit besseres Organ zur Ueberlegenheit werden müsse, als ein durch Beschränkung und Unterdrückung abgestumpfter Eclavensinn; verbreitet der Herrschsüchtige den Erwerbsfleiß und ein wohl berechnetes Finanzsystem, weil er begreift, daß er desto mehr nehmen kann, wenn die Nation mehr zu geben besitzt; so becket zwar immer schon in dem unächtten Grund, durch welchen allein ein solcher Machthaber zu Einrichtungen dieser Art geneigt wird, das Gewürm, welches ihre schönste Blüthe zerknagen wird. Aber auf eine Zeitlang wird doch dem zerstörenden Princip, das in der Maschine des Despotismus liegt, ein Nahrungsstoff

stoff angeboten, von dem es sich, ohne die Maschine selbst aufzuzehren, erhalten kann. Und der Verstand, oder die Kraft, Zwecke und Mittel gegeneinander consequent zu berechnen, vermag allerdings dies sein Werk zu einem blendenden Glanz und selbst bis zum Schein der Dauerhaftigkeit zu erheben, wenn gleich nur die vor dem allgemeingültigen Tribunal der Rechtsschaffenheit erweisliche Gerechtigkeit der Zwecke und Mittel eine wahre Dauer menschlichen Unternehmungen zu sichern fähig ist.

Eine nur von Verstand und Herrschsucht organisirte Staatsmaschine hatte Ludwig der XIV. von jenen Vorgängern überliefert erhalten. Aber er selbst war von ihrer scheinbaren Vortreflichkeit getäuscht; und — was die erste Strafe der Despotenmacht seyn muß — niemand durfte den Monarchen in seiner Selbsttäuschung stören. Bald konnte es beynahe niemand mehr. Die unter ihm nachgewachsene Generationen lernten statt des freyen Beurtheilens nur Bewundern.

Mazarin hatte Ludwig XIV. zum künftigen König nach seinen Absichten am besten gebildet, indem er ihn durchaus zum Repräsentieren erziehen ließ. Der Zögling war hierzu so bildsam, daß er in seinem ganzen Leben nicht nur für andere, sondern auch für sich selbst blos durch sein Repräsentieren existierte.

Der

Der Wahrheit gemäß muß vorausgesetzt werden, daß man ohne gewisse Talente auch zum Repräsentiren untauglich wäre. Gerade genug, aber auch nicht mehr Verstand und Kenntniß war in Ludwig dem XIV. zur Entwicklung gekommen, um überall blendenden Schein, und doch nichts als Schein, um sich her zu verbreiten und, wie die Götter, im schimmernden Nebel zu erscheinen.

Je länger Er sich an diese Art von Theophanieen gewöhnte, desto seltener vermochte er sich selbst von dem Dunstbild zu unterscheiden, das ihm ohne hin mit erfinderischer Bereitwilligkeit von der Einbildungskraft fast jedes Franzosen vergrößert zurückgegeben und in ganzen Volken von Wehrtrauch schwebend vorgehalten wurde. Die Natur hatte nun einmal die Mehrzahl seiner Nation mit dieser magischen Laterne ausgestattet, daß jeder sich selbst groß erschien, wenn er seinen König als den Großmonarchen erblickte. Den mindesten Strahl zu dem Glanzbild desselben mit seinem letzten Blutstropfen erkaufen zu können, achtete der letzte Soldner, gleich dem ersten des Hofstaats, in unbegrenzter Devotion für den höchsten Zweck seines Lebens. Diese Glücklichen waren es denn, die dem Ausland nicht bloß die nemliche Zaubererscheinung der Größe ihres Königs liberal all vergewärtigten, sondern sogar ihm selbst ihr letztes Silberstück hinopfereten, damit er Kriege auf Kriege beginnen konnte, in denen sie, wie einst

der Ritter für die Unverletzbarkeit seiner Dame, um die Größe ihres Königs anerkannt zu machen, mit Freuden jede Lanze brachen.

In Wahrheit aber vermehrte jede solche Demonstration die Unmöglichkeit, dergleichen Beweise, — immer noch die reellsten, welche sich führen ließen — in die Länge mit Gültigkeit aufzustellen. Aus jedem seiner Kriege war Frankreich triumphierend abgetreten. Ludwigs Lob Sänger mußten für seine Unüberwindlichkeit kaum noch neue Oden und Embleme zu ersinnen. Aber all ihre Worte konnten nicht ändern, daß der willigen Kämpfer für Ludwigs Größe jedesmal weniger zurückkamen und die zurückkehrenden immer ödere Felder und ausgeleertere Beutel in ihrer Heymath antrafen. Schon vor 1678 hatten die bunten Massen des Heerbanns ausgeboten und an die Gränzen von Glandern getrieben werden müssen.

Wäre nur noch darauf zu rechnen gewesen, daß eine kluge Staatsverwaltung, besonders bey einer so gewandten Nation, auch die verminderten Kräfte so lange durch Kunst zu vervielfachen weiß, bis sie sich in der Wirklichkeit wieder zu vermehren Zeit gewonnen hat. Aber hierin zeigte sich das Gegentheil von wahrer Größe in Ludwig dem XIV. am sichtbarsten.

Die Grundlagen, welche Richelieu für sein System französischer Allgewalt geschaffen hatte, dauerten

Spanischen Successionskriegs. XXXV

dauerten unter Mazarin. Auch einem so leicht arbeitenden Minister, wie dieser war, stund das Schwerste zu Gebot, da ihm das Schicksal Feldherrn, wie Condé und Turenne, und Heere gab, wie solche Feldherren sie sogar bey sehr zerrütteten Verpflegungsanstalten auf Kosten des Feindes selbst zu bilden wissen. Da mit dem Anfange der Selbstregierung Ludwigs des XIV. neben jenem Kriegsetat Colberts Finanzsystem, das erste Licht in diesem unermesslichen Chaos, hervortrat, da ein Seehandel und eine Marine wurden, die sich wechselseitig neue Kräfte zuführten, da Louvois's unerbittliche Strenge den Heeren alle Operationsmittel wie aus dem Nichts bereitete; so nahm die neue Schöpfung eine Bewegung an, welche den Monarchen in die Meynung setzte: seit Er am Morgen nach Mazarins Tode jenes Machtwort, daß man künftig in allem an Ihn selbst sich zu wenden habe, ausgesprochen, sey es in der That sein Blick, sein Wink, was die Lebenselemente der ganzen Maschine enthalte.

Es konnte nicht fehlen; Männer, wie Colbert, wie Louvois, wie Vauban, mußten, indem sie in seinem Cabinet erschienen, um von ihm seine Befehle zu empfangen, ihn auch Befehle geben lehren; und der Hang zum Repräsentieren, welcher Ludwig den XIV. vermochte, daß er länger als ein halb Jahrhundert hindurch für die Conferenzen mit

seinen Ministern und für den Vorsitz in seinem Conseil unermüdet war, heft ihn schon sehr weit über die Mehrzahl derer, welche Regenten sind, während sie unter ihrem Namen regieren lassen. Bey weitem aber reichte dies alles nicht hin, um Männer jener seltenen Art auch für die Zukunft hervorzubringen. Vergeblich war das Schöpfungswort, mit welchem Ludwig den unfähigen Barbesieuf, dem sterbenden Louvois zur Belohnung, in dessen Ministerschaft erhob. „Ich Selbst werde ihn bilden“, sprach der Monarch, von dessen Namen der Stadtrath von Paris das Beywort des Großen (1678) für ungetrennlich erklärt hatte. Aber selbst der Vater hatte nicht Glauben genug, daß dieses, Werde! ihn in seinem Sohne fortleben machen würde. Es war ohnehin mit einer Blasphemie verbunden. „Ich habe euren Vater gebildet!“ Diese Versicherung schickte der König dem Versprechen, den Sohn nachzubilden, voraus; und der Erfolg war der Wahrheit jener Versicherung ganz gleich. Die Turenne, Condé, Schomberg, Luxemburg &c. welche auf Ludwig ihren Glanz geworfen hatten, waren allmählich von dem Schauplatz abgetreten. Die Vorderglieder waren und blieben leer. Selbst die, welche mit Ruhm in die Lücken eintraten, waren noch aus der früheren Schule.

Man wundere sich nicht. In des ersten Aufregungen der allgemeinen Thätigkeit lockt wohl auch
der

der Despotismus, wenn er selbst noch der größten Krastanstrengungen zu bedürfen überzeugt ist, rohe Talente hervor, die sich in raschem Schwung entwickeln können, weil er, um seiner selbst willen, ihnen eine unbeschränktere Sphäre gestatten muß. Wen dann einmal die Allgewalt seit seinem Aufwachsen mit dieser eigennützigen Connivenz zu behandeln gewohnt ist, der mag es, wie Louis, wagen, sogar den Großmonarchen bisweilen seine Unbeugsamkeit verwünschen zu machen. Aber steht erst die Willkühr auf ihrer Höhe, so ist sie der Schatten des Giftbaums. Selbst Talente wachsen in ihrer Nähe nur verkümmert auf. Denn statt des Erstarkens wird Beugsamkeit, statt der im Stillen reisenden Ausbildung ein frühes Haschen nach Schein, statt des überlegten aber festen Rathes im Conferenzzimmer der lispelnde Schmeichlerton in der Antichamber zur ersten Bedingung, „um Fortüne zu machen.“ Voltaire rühmt Ludwig den XIV. daß er einen Catinat zu finden gewußt habe. Es sey. Er wußte ihm dagegen auch einen Villeroy vorzusetzen und durch diese Combination Italien zu verlieren. Jener gepriesene Fund muß überhaupt wohl sein Zufälliges gehabt haben. Viel gewöhnlicher war es, daß der Monarch Marschälle vor Frankreich machte, die weder durch ihn noch durch sich selbst Feldherren geworden waren. Ließ es ihm doch seine Unfehlbarkeit nicht zu, einen geschlagenen

nen General, die sichtbarsten Ursachen seines Ver-
lusts fühlen zu lassen, weil der, welchen Er gewalt
hatte, keine Fehler begangen haben durfte.

Hat unter solchen Umständen vollends eine zur altern-
den Betschwester transfigurirte halbgelehrte Maitresse
die Ministerconferenzen in ihr Synäceum versetzt, um
einen nicht mehr zu amüsirenden Gebieter statt des
Spinnrockens durch Convertitenlisten zu unterhal-
ten; werden nach ihren und ihres Sündenerlassers
Befehlen die einzigen Feldherren, welche den Krieg
ins Herz der Feindeslande zu versetzen drohten, —
wie Villars — in die unglückliche Sevennen com-
mandirt, um durch Dragonnaden Proselyten her-
beizutreiben; erhält ein Chamillart, gerade wenn bey
der sichtbarsten Ueberspannung aller Staatskräfte ein
neues Kriegsgewitter, das gefährlichste von allen,
die weiten Grenzen Frankreichs überall umwölkt,
die vereinte Ministermacht über die Finanzen und das
Kriegswesen (1699 — 1701) weil der gute Mann zu
St. Cyr durch seine Bescheidenheit zu gefallen, das
Glück gehabt hatte, — so naht sich dann freylich
mit leisem, aber sicherem Schritt die unausbleibliche
Nemesis und beweist denen, welche blos an Erfah-
rungen klag werden wollen, durch unerhörte Demü-
tigungen, wie der Aufgang des achtzehnten Jahrhun-
derts sie für Ludwig den XIV. bereitere, daß despo-
tische Willkühr nur eine Scheingröße erzwingen kön-
ne,

ne, welche in dem Augenblick, wo sie noch am meisten gefürchtet wird, bereits in ihrem Innern alle Haltung und Stärke verloren hat, und nun durch Selbsttäuschung verblendet genug ist, geschwächte erbitterte Feinde so lange zu reizen, bis sie den Versuch wagen müssen, der ihnen die ganze Kraftlosigkeit der Riesengestalt sichtbar macht.

In dieses Greisenalter hatte der von Richelieu bis auf Ludwig den XIV. groß gezogene Despotismus sich damals schon selbst herabgesetzt, da man die Uebertragung der Spanischen Krone an die Bourbonische Linie in den benachbarten Staaten als das Signal zu ihrer aller Unterjochung ansah. Sehr wahrscheinlich irrten sie sich in dieser Furcht. Die Spanischen Großen *) hatten sich in Philipp dem V. mehr einen König als ein Oberhaupt gewählt. In Spanien wäre er wohl nicht lange der Mündel Ludwigs des XIV. geblieben. Unter neuen Umgebungen hätte er weit eher die alte Opposition Spaniens gegen Frank-

c 4

reich

*) Der Erzbischoff von Toledo, Portocarrero, der Graf von Monterey u. welche das letzte Testament Carls des II. ihm zur Unterschrift fertig machten, waren gerade Staatsmänner, denen man zutrauen muß, daß sie wußten, was sie thaten.

reich sich zu eigen machen müssen, als daß er die ihm zugefallene Macht an Ludwig den XIV. hätte borgen dürfen, um durch ihre Mithülfe die Nachbarn, am Ende aber auch Spanien selbst, an seinen Triumphwagen zu fesseln; nicht zu erinnern, daß dieses alte Fahrwerk eben so abgenutzt war als sein schon 62 jähriger Führer. Genug aber zum Unglück des letztern, daß man von ihm fürchtete, was er selbst nicht mehr vermochte!

Nur Eines Kopfs bedurfte, um den bereiten Willen aller gegen das neue Schreckbild zu vereinigen. Dieser war Wilhelm der III. welchem das Zittern der 7 vereinigten Provinzen vor Ludwig dem XIV. einst zur Statthalterschaft und dadurch zur Eroberung der englischen Krone selbst die Bahn geöffnet hatte. Die Angst vor der französischen Weltmonarchie hatte ihn den Feinden derselben unentbehrlich gemacht und er selbst schien nur in dieser Rivalität gegen Ludwig XIV. leben und sterben zu wollen. Schon im zwey und funfzigsten Jahre durch einen geschwächten Körper dem Ende eines rastlosen Lebens nahe, vermochte er zwar kaum noch, die sogenannte große Allianz gegen das Haus

Bour

Spanischen Successionskriegs. XL1

Bourbon durch Vereinigung der österreichischen, reichsfürstlichen, holländischen, savoyischen und dänischen Macht mit England bis zum wirklichen Kriegsausbruch vorwärts zu treiben. Er starb, da er selbst sein Schlachtpferd aufs neue an Frankreichs Gränzen tummeln wollte (d. 16 März 1702.). Aber die Kraft war geformt, welche in den nächsten Jahren den entnervten Repräsentanten französischen Uebermuths zu all den Erniedrigungen nöthigte, die uns Forey in seinen Memoiren schildert. Nur alsdann sank eben diese Kraft wieder unter den gedemüthigten Ludwig den XIV. herab, da sie, ungewarnt durch Frankreichs Beispiel, noch schneller durch gleichen Uebermuth sich verblendet zeigte; da man nicht mehr wegen eines dauerhaften Friedens sondern um des verzweiselnden Feindes zu spotten den Krieg fortzusetzen strebte. Indem jetzt eben ein noch roherer Despotensinn sich an den Trümmern einer wegen ihres vielfachen Einflusses auf Europa's Cultur immer weit erträglicherern Despotie erheben wollte, mußte der gedemüthigte Großmonarch, welcher endlich nicht nur zu den Feinden sondern selbst zu seinem Volk zu stehen sich entschlossen hatte,

XLII Ende des Successionskriegs.

durch einen Weibertzwiß (der Herzogin von Marlborough und der Lady Masham) um die Günstlingschaft der englischen Königin — den Pfad zu einem Frieden finden, wie er ihn lange nicht mehr zu hoffen wagte.

Verwandtschaftssystem des spa vor dem

Ferdinandus Katholicus — Isabella, Erb
zuerst König von Arragonien, E
alsdann von ganz Spanien. Et.
1516.

Johanna, Erbin von
Spanien.

Carl als Kön
der I. als Kai
1558.

Philipp der II. K
nien, von Neap
landern. Stif
reichisch = spa
nie.

Maria Anna, Gem. F. Ferz
dinand III. Et. 1646.

Philipp der I
an Isabella von Fre
Maria Anna, I
dinands des III, E

a. Carl der II. starb erb- b. Maria Theresia
los, 1700. Gem. Maria 1683. Verm. an Ludw
Louisa, Prinz. v. Orleans. XIV.
2. Maria Anna, Prinz. v.
Pfalzneuburg.

Ludwig. Et. als Dauph
1711.

Ludwig Herz. von Philipp, Herz. v. Carl,
Burgund. Et. 1711., Anjou, als Philipp 17.
V. König von Spa
nien. Et. 1746.

Verwandtschaftssystem des spanisch = teutschen und österreich = spanischen Hauses vor dem Successionskrieg von 1701.

Ferdinandus Catholicus
zuerst König von Aragonien,
alsdann von ganz Spanien. St.
1516.

Isabella, Erbin von Casti-
lien und Leon. St. 1504.

Maximilian der I. Kaiser
d. damaligen österreich. Erbsaa-
ten u. Kaiser. St. 1519.

Maria, Erbin der Burgundi-
schen u. Niederländ. Provinzen,
als Tochter des letzten Herzogs
Carls v. Burgund.

Johanna, Erbin von ganz
Spanien.

Philipp der I. Regent der
Niederlande. König v. Castilien.
St. 1506.

Carl als König von Spanien
der I. als Kaiser der V. St.
1558.

Ferdinand der I. Kaiser,
König von Ungarn u. Böhmen
Erzherzog v. Oesterreich. Stif-
ter der spanisch = teutsch.
Linie. St. 1564.

Philipp der II. König von Spa-
nien, von Neapel, den Nieder-
landen u. Stifter der öster-
reichisch = spanischen Li-
nie.

Maria Anna, Gem. R. Fer-
dinand III. St. 1646.

Philipp der IV. Verm. 1.
an Isabella von Frankreich 2. an
Maria Anna, Prinz. R. Fer-
dinands des III. St. 1665.

a. Carl der II. starb erb-
los, 1700. Gem. Maria
Louisa, Prinz. v. Orleans.
2. Maria Anna, Prinz. v.
Pfalzneuburg.

b. Maria Theresia st.
1683. Verm. an Ludwig
XIV.

a. Margaretha The-
resia st. 1673.

Leopold der I. Kaiser.
st. 1705.

Ludwig. St. als Dauphin
1711.

Maria Antonia, starb
1692. Verm. an Mar. Im-
manuel, Churf. v. Bayern.

Joseph der I. Kay-
ser. St. 1711.

Carl als Kaiser d. VI.
als Erzherzog zum Erben der
spanisch. Monarchie bestellt.
St. 1749.

Ludwig Herz. von
Burgund. St. 1711.

Philipp, Herz. v.
Anjou, als Philipp
V. König von Spa-
nien. St. 1746.

Carl, Herz. v. Ber-
gn. St. 1714.

Joseph Ferdinand,
zuerst zum Erben der
spanischen Linie bestimmt.
St. 1699.

Denk-

